

# Nicht so hastig!

Autor(en): **J.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634047>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Es kann nicht sein.

(Gedicht, verfasst von einer blinden Frau.)

Es kann nicht sein, daß ich noch einmal sehe  
Das Sonnenlicht, den Mond, der Sterne Pracht;  
Denn überall, wo immer ich auch gehe,  
Umgibt sie mich, die tiefe, schwarze Nacht.

Es kann nicht sein, daß wieder ich darf schauen  
Die Erde Gottes, schön und wunderbar,  
Die Flüsse, Seen, die Berge, Wälder, Auen  
Und manches Plätzchen, das einst lieb mir war.

Es kann nicht sein, daß noch mein Aug' sich labt  
An der Natur und ihrer Herrlichkeit,  
An all' der Blumen wunderreichen Gabe,  
In ihrer Pracht und Mannigfaltigkeit.

Ja, ganz gewiß, nie ist mir mehr beschieden,  
Zu seh'n des Firmamentes Glanz und Schein;  
Von Gottes schöner Erde darf hienieden  
Niemals ich mehr ein Augenzeuge sein.

Und der Natur geheimnisvolles Treiben,  
Das Wachsen, Blühen, talwärts und auf Höhen',  
Wird immer meinem Blick verborgen bleiben,  
Ob's noch so lieblich ist und wunderschön.

Es kann nicht sein, daß voller Liebe hange  
Mein Mutterauge an dem teuren Kind;  
Die lieben Züge sah ich, ach, so lange  
Nicht mehr, denn ganz sie mir verhüllet sind.

Mein liebes Kind zur Jungfrau seh'n erblühen,  
Ihm Alles sein, was Mutterliebe lehrt,  
Es kann nicht sein, trotz meinem Sorgen, Mühen;  
Als schwerstes Opfer hat's Gott von mir begehrt.

Es kann nicht sein, die sonst noch mein ich nenne,  
Daß ich auf Erden sie werd' wiederseh'n;  
Und auch die lieben Freunde, die ich kenne,  
Sie alle mir wie ferne Schatten steh'n.

Das alles kann nicht sein. Nun ist die Frage,  
Wie ich am besten es zu nehmen weiß,  
Daß Tag für Tag mein Kreuz ich mutig trage  
Zu meines großen Gottes Ruhm und Preis.

Nach allem ist doch Manches mir geblieben  
Durch seine Güte und Barmherzigkeit,  
Tief ins Gedächtnis ist es eingeschrieben  
Und leuchtet helle in die Dunkelheit.

Erinn'ung ist's, die aus vergang'nen Tagen  
Gar manches Bild vor meine Seele stellt,  
So daß anbetungsvoll ich noch kann sagen:  
„Wie wunderschön ist doch die Gotteswelt.“

Nicht mehr ein einzig' Mal vermag zu sehen  
All' meine Teuren ich von Angesicht;  
Doch ihre Liebe kann ich gut verstehen,  
Denn nicht zum Aug', zum Herzen Liebe spricht.

Kann euch, ihr lieben Freunde, auch erreichen  
Mein Blick nicht mehr, doch, was ihr mir gebracht:  
Ein Händedruck, ein Wort, ein Liebeszeichen  
Sind Sterne mir in meiner tiefen Nacht.

Musik, Gesang, ihr edeln Himmelsgaben!  
Wie habt ihr mir so erfreut das Herz.  
Wie kann an euch sich meine Seele laben,  
Sowohl in Freud', als auch in Leid und Schmerz.

Und auch der lieben Vöglein munt're Lieder,  
Wie dringen sie so freudig an mein Ohr  
Und lehren mich, zu schicken immer wieder  
Ein Dankgebet zu meinem Herrn empor.

Lass' mich, o Gott, auch meine Stimm' erheben  
Zu Lob und Preis, aus tiefstem Herzensgrund,  
Daß deine Liebe mir so viel gegeben  
Und mich getragen bis zu dieser Stund'.

O du, der Witwen und der Waisen Vater!  
Zu dir fleh' ich in kindlichem Vertrau'n:  
Sei künftig auch mein Helfer und Berater,  
Lass' fernerhin mich deine Liebe schau'n!

Erhalte mir, solange ich hier darf wallen,  
Was allen Mangel mir erträglich macht.  
Bergilt du auch den lieben Menschen allen,  
Die mich mit Güte, Freundlichkeit bedacht.

Sei du, o Herr, selbst meines Lebens Sonne!  
An deiner Hand lass' meinen Weg mich geh'n,  
Bis du mich einführst in das Land der Wonne,  
Wo ich dann ewig, ewig werde seh'n! M. M.

## Nicht so hastig!

Schredlich ist die Gegenwart, in der Schnelligkeit alles bedeutet. Dieses Streben nach Rekorden ist ein sehr bedauerliches, ungesundes Zeichen. Und was hat man davon, wenn man wirklich ein Ziel früher erreicht? Man glaubt heutzutage, daß durch Schnelligkeit neue Werte geschaffen werden. Gerade das Gegenteil ist der Fall, das unheimliche Tempo müssen wir nämlich teuer mit Einbuße an Nervenkraft bezahlen.

Schnelligkeit darf aber nie Selbstzweck werden, wir müssen uns immer bewußt bleiben, daß Schnelligkeit nur ein Mittel zum Zweck darstellen darf. Ist es die Opferung der Nervenkraft oder gar der Einatz des Lebens wert, nach Rekorden zu trachten und Schnelligkeit als Selbstzweck zu erachten. Wie unruhig wird durch diese Einstellung das Leben. Als Fußgänger beschleunigt man unwillkürlich seine Schritte, weil man sich ärgert, daß der Radfahrer schneller vorwärts kommt, der Radfahrer tritt schneller in die Pedale, wenn ihn ein Kraftfahrzeug überholt, Motorrad, Auto und Eisenbahn jagen um die Wette, und über allen steht der Flugzeugführer, der berechnet, daß er beim Zurücklegen größerer Strecken noch einige Stunden gegenüber den Fahrzeugen, die sich auf der Erde bewegen, gewinnen kann.

Im Leben kann nun einmal nicht jeder der Erste sein, viel besser ist es, ein Ziel langsam anzusteuern und sicher zu erreichen, als unter der Tyrannei des Tempos und der Rekordsucht das Ziel zu verfehlen. Hat man ein Ziel wirklich erreicht, wenn man als Erster ankommt, oder kennt nicht das Leben zahlreiche Fälle, in denen der Sieger sich seines Sieges nicht freuen durfte, weil mit dem Sieg seine Lebenskraft erschöpft war? Schließlich gehören noch mehr Kräfte dazu, Sieger zu bleiben, als Sieger zu werden. Ein jeder hat ein Ziel vor Augen, ob er es erreicht, ist eine Nebenfrage gegenüber der Hauptfrage, wie er das Ziel erreicht. Zuerst jagt man nach dem Glück, dieses Jagen gewinnt allmählich die Herrschaft und schließlich wird man gejagt. Und am Ende dieses Gejagtwerdens steht notwendig eine Erschöpfung.

Man spricht von einem unerbittlichen, grausamen, fieberhaften Rhythmus der Arbeit, der von den Maschinen, von der ehernen Vernunft diktiert wird. Doch nicht allein die Arbeit wird gepeitscht, sondern das ganze Leben des Großstädtlers gewinnt auch außerhalb der Arbeit den Charakter des Minutenhaften. Man rechnet mit Minuten und man geizt mit Minuten. In diesem minutenhaften Leben gibt es keine Pause zum Atemholen, jede Minute reiht sich lückenlos an die nächste Minute. Pausen zu machen, gilt es in dieser Heziagd, Pausen, denen unbedingt die Kraft des Schöpferischen entspringt. Aber man rechnet mit Minuten, geizt mit Minuten und verliert dabei den Blick für den Wert der schöpferischen Pausen.

Gewiß mag es gut sein, den geraden Weg vorwärts nicht aus den Augen zu verlieren, aber ist es nicht eine Marter, nicht einmal nach rechts und links und auch nicht nach dem zurückgelegten Weg schauen zu dürfen? Man glaubt unwillkürlich an Achtung zu gewinnen, wenn man das allgemeine Tempo nicht nur einhält, sondern womöglich noch übertrifft. Raum mag man sich eine Pause zum Essen gönnen, man rechnet eben mit Minuten. Man vergleicht, wie groß der Verlust ist, den die Pause bringt, vergißt dabei, daß der Nutzen größer ist als der Verlust und jagt blindlings weiter. Selbst wenn man deutlich die Mahnung der Natur, den Körper und den Geist zu schonen, versteht, unterdrückt man die zarte Stimme der Natur mit dem rohen Lärm des Tempos, das vollkommen Macht über uns gewonnen hat. Man will unbedingt den Eindruck erwecken, aus einem Vorrat unermesslicher Kräfte zu schöpfen, obwohl man weiß, daß man jene Leistungsfähigkeit bereits bei weitem überschritten hat.

Der gewohnte Rhythmus wird zur Uebernatur, die die Natur unterdrückt. Des Sonntags rast man durch die Natur, als wäre nirgendwo ein freies Plätzchen zum Ausruhen. Vor diesem Tempo verbirgt sich die Natur. Im Hundert-Kilometer-Tempo kann man die wahre Natur nicht sehen, man sieht sie nur arg entstellt, fragenhaft verzerrt. Wozu, warum diese Unruhe? Die Menschen der Gegenwart machen oftmals den Eindruck, als scheuen sie die Begegnung mit ihrem eigenen Ich.

Man schläft auch nicht mehr, wie es die Natur verlangt, vielfach müssen künstliche Hilfsmittel uns in den Schlaf versetzen. Man freut sich, wenn man Zeit einholen kann, indem man den Schlaf kürzt. Doch an Naturgelehen darf kein Mensch ungestraft rütteln. In der Straßenbahn wartet man nervös auf die Weiterfahrt an jeder Haltestelle, überall geht es nach unserer Meinung noch zu langsam. Doch wie heißt das Heilmittel gegen die ständige Vergiftung unserer Nerven durch das atemberaubende Tempo — Selbstbefinnung, Entspannung, Pausen und Trennung vom gewohnten Rhythmus wollen wir als die wertvollsten von ihnen nennen, die es vermögen, unseren Nerven ihre ursprüngliche Spannkraft und Widerstandskraft zurückzugeben. J. H.

## Welt-Wochenschau.

### Laval beim Duce.

Während man noch dem Rätsel über die deutsche „Staatsaktion“ vom 3. Januar 1935 nachsinnt, ereignet sich die Zusammenkunft von Rom, an die man nur zögernd glaubte, und die kurz vor Neujahr wieder für längere Zeit verschoben schien. Laval, der liberalistische und republikanische Außenminister Frankreichs verhandelt mit dem fascistischen Diktator, als gäbe es nicht zwischen beiden Staatssystemen und Weltanschauungen grundsätzliche Unterschiede. In Berlin aber fragen sich die Machthaber, was die Franzosen eigentlich gegen den deutschen Fascismus haben könnten, und suchen die Antwort immer noch im „puren Neid“ des Auslandes.

Es hat seinen Reiz, die jüngsten Berliner Begebnisse mit den Festlichkeiten in Rom zusammenzuhalten und sich ein wenig zurück zu erinnern, namentlich an jene Tage, da die Römer Blätter den aufsteigenden Stern Hitlers gleich dem des Messias begründeten, aber auch an die nicht ein Jahr zurückliegende Zusammenkunft Hitlers mit Mussolini in Venedig, und ferner an die Hoffnungen, welche die deutsche Propaganda an jene Begegnung knüpfte. „Das fascistische System setzt sich durch“, so jubelte Rom Hitler zu. „Die beiden Führer zweier großen Nationen haben sich die Hand gereicht“, frohlockte Deutschlands Blätterwald und sah im

Geiste schon den ganzen Liberalismus samt dem Katholizismus und Bolschewismus den beiden Helden zu Füßen. Und dann kam, was die armen Liberalisten nicht zu hoffen gewagt: Hitler räumte unter seinen S. A. auf; seine Parteigänger in Oesterreich lieferten Mussolini eine verlorene Schlacht, und nur Dollfuß blieb als Opfer und schob sich als trennender Schatten zwischen Hitler und Mussolini. Waren eigentlich damals seit Venedig Jahre oder Monate vergangen? Ach, nur kurze Monate! Und seither arbeiteten alle guten und bösen Geister konsequent an der Entfremdung beider Fascismen, und selbst das Marceller Attentat, das die italienisch-französische Annäherung zu verzögern oder gar zu verhindern schien, diente schließlich den Zielen des „lateinischen Ausgleichs“, machte beide Regierungen bereiter, im Donauraum eine Stabilisierung zu unternehmen und womöglich die Interessen Frankreichs und der „Kleinen Entente“ mit den italienischen „gleichzuschalten“.

Der unaufhaltsame Prozeß einer antideutschen Konsolidierung im Süden und Westen war es, der im Verein mit den Saar-Sorgen Hitler am 3. Januar veranlaßte, Reichswehr-, S. S.- und S. A.-Führer zusammenzurufen und in einer „Staatsoperföhung“ zu demonstrieren gegen die neue „Lügenflut des Auslandes“, das ja in letzter Zeit die Unruhe der deutschen Massen und den „schleichenden 30. Juni“ der Dezemberwochen notiert hatte. Und da man den Saarländern nicht verbieten konnte, diese „Lügenflut“ in fremden und heimischen Blättern zu lesen, so sollten sie das imposante Dementi aus dem Munde des Führers hören. Viele Saarländer werden sich trotz der großen Rundgebung fragen, was Hitler getan, daß an seiner Stelle Laval den Pakt mit den italienischen Fascistenbrüdern abschließt, und wieso es kommt, daß der eine Fascist bündnisfähig geworden, der andere aber nach wie vor als „enfant terrible“ in der Ecke stehn muß. Daß seine sämtlichen amtlichen und halbamtlichen Delegierten in den britischen und französischen Ministerien höflich und ohne Gewähr der geringsten Chance behandelt werden.

Mussolini und Laval haben Trinksprüche und Reden gewechselt, haben Orden ausgetauscht, haben zum Fenster hinaus geredet, allen Ohren, die es hören wollen, versichert, daß sie die Formen finden werden, die Hitler den Zugang nach Wien für immer verriegeln, haben sich von London das britische Einverständnis zurufen lassen, kurz, haben ihren festen Willen demonstriert, die schwebenden Verhandlungen zu Ende zu führen. Am 7. Januar sind denn auch, unerwartet rasch, fast voreilig, die Unterschriften unter das Abkommen gesetzt worden. Es handelt sich um vier Dokumente. Einmal um ein Communiqué, die afrikanischen und übrigen allgemeinen Fragen betreffend; sodann um das Protokoll, das die Garantie für Oesterreichs Unabhängigkeit enthält; ferner um drei Entwürfe zu Kolonialkonventionen, je eins über Lybien, Tunesien und Somaliland; schließlich ein Protokoll, das die deutsche Aufrüstung als illegal erklärt bis zum Abschluß einer Konvention zwischen den Großmächten.

Bedeutet Protokoll 4 einen Druck auf Deutschland, so wird auch Dokument Nr. 2 zur sanften Weisung gegenüber dem Dritten Reiche; man will es in die Garantie für Oesterreich hinein manövrieren; (übrigens auch Ungarn;) die Staaten der Kleinen Entente werden diesem Protokoll und einem Vertragssystem beitreten können — heißt das, sie sind es ja, die im Vertrag gemeint sind — aber die Form muß gewahrt bleiben, damit auch Deutschland „dem Protokoll beitreten“, mit andern Worten, den Endverzicht, die große Demütigung, in der anständigsten Form auf sich nehmen kann. Wir wissen noch nicht, was diese neuen Protokolle und Verträge alles enthalten werden, aber sie zielen darauf, Mussolini „unheilbar“ gegen Hitler festzulegen.